

Einzugsbereiche der Universitäten im Wandel

Manfred Nutz



Überfüllter Hörsaal an der FH Dortmund

Universitäten stehen unter einem zunehmenden Wettbewerbsdruck: Wer kann die renommiertesten Wissenschaftler an sich binden, wer hat den besten Forschungsoutput, und – nicht zuletzt – wer rekrutiert die qualifiziertesten Studierenden? Die aktuelle Diskussion ist vom Werben um die besten Studierenden, von Aufnahmeprüfungen und Auswahlgesprächen bestimmt. Die Anziehungskraft einer Universität ist ein wichtiges Kriterium für das Maß ihrer Attraktivität. Hier wird eher die überregionale Anziehung der Hochschule in den Vordergrund gestellt als ihre regionale Rekrutierungsleistung. Bereits der Blick auf die einzelnen Bundesländer deutet an, dass die Universitäten einiger Bundesländer für einen erheblichen Studierendenimport sorgen, wohingegen andere Länder Studierende, die im eigenen Land die Hochschulzugangsberechtigung erworben haben, ziehen lassen müssen. So studierten etwa an Sachsens Universitäten im WS 1998/99 knapp 52.000 deutsche Studierende, im selben Semester waren in Deutschland aber rund 44.000 Universitätsstudierende immatrikuliert, die ihre Zugangsberechtigung in Sachsen erworben hatten. Per Saldo hat Sachsen somit fast 8000 Studierende mehr in seine Universitäten aufgenommen als es in Hochschulen anderer Länder abgegeben hat und somit eine Importquote von fast 18% erreicht. Andere Länder wie etwa Schleswig-Holstein und Sachsen-Anhalt wiesen hingegen erhebliche Exportquoten auf **1**.

Verdichtung des Hochschulnetzes

Die Universitätslandschaft hat sich in den letzten vier Jahrzehnten in Deutschland stark verändert. Grundlegende politische Weichenstellungen und Entscheidungen haben diese Veränderungen herbeigeführt. Zum einen hat sich das Angebot der Bildungseinrichtungen mit dem Grundsatz der bildungspolitischen Regionalisierung seit den 1960er Jahren erhöht und stark verdichtet, zum anderen beleben seit der Wiedervereinigung die Universitäten der neuen Länder mit teils sehr traditionsreichen Universitäten die Hochschullandschaft. Diese Entwicklungen wirken sich auf die Struktur der Einzugsbereiche aus.

Das westdeutsche Universitätsnetz bestand in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg aus rund 33 Universitäten, von denen die Einrichtungen mit einem vielfältigen Fächerangebot große zusammenhängende Einzugsgebiete mit einer gegenüber anderen Hochschulen stark dominierenden Ausschöpfungskraft besaßen. Die Studierenden-

zahlen stiegen in den 1950er Jahren kontinuierlich an, so dass die bestehenden Universitäten eine permanente und zunehmende Überlast erfuhren. Abhilfe sollte hier der Ausbau des Hochschulnetzes schaffen. Mit der Veränderung der Hochschullandschaft wurden drei unterschiedliche Ziele verfolgt:

1. Schaffung einer ausreichenden Kapazität für die steigende Studienplatznachfrage der geburtenstarken Jahrgänge,
2. Erhöhung der Bildungsbeteiligung in traditionell hochschulfernen Regionen,
3. Reformierung der Organisation von Lehre und Forschung.

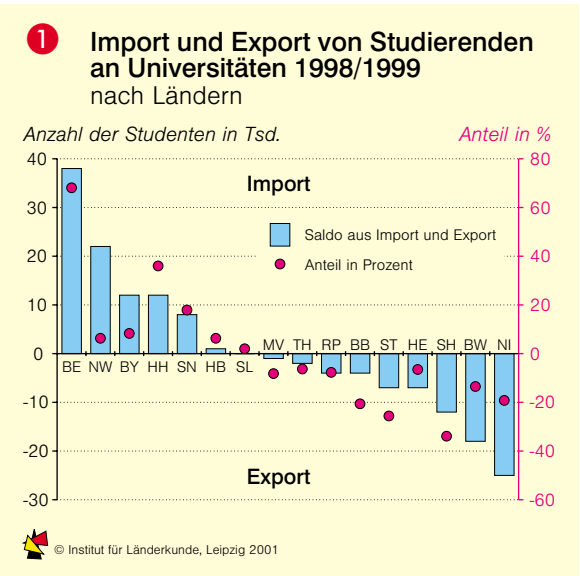
Die ersten so genannten neuen Universitäten in Bochum, Regensburg und Bremen wurden Anfang der 1960er Jahre unter diesen Prämissen gegründet. Insgesamt nahmen bis Ende der 1980er Jahre 31 Hochschulen mit Universitätsrang den Lehrbetrieb in der Bundesrepublik auf. Auch in der DDR vergrößerte sich die Zahl der Hochschulen. Während hier allerdings die Zahl der Universitäten gleich blieb, wurden spezielle Hochschulen mit einem engen Fächerspektrum eingerichtet (**2** [Beitrag Lütke, S. 64](#)).

Verkleinerung der Einzugsbereiche

Mit der Veränderung der Hochschullandschaft sollte sich auch das Muster der Einzugsbereiche verändern. 1970 konnten erst zwei der neuen westdeutschen Universitäten einen eigenen Ein-

zugsbereich ausbilden, d.h. mindestens 25% der in der Region beheimateten Studierenden an sich binden **2**. Bochum etablierte sich im Ruhrgebiet, und Regensburg fand seine Position neben den Münchener Universitäten und der Universität Erlangen-Nürnberg. Die meisten Einzugsgebiete der Hochschulen waren großflächig und zeigten, dass die Ausschöpfungskraft deutlich über einen Radius von mehr als 100 km reichen kann. Es zeigte sich aber auch, wie klar sich die Einflussbereiche benachbarter Universitäten voneinander abgrenzen (z.B. Kiel/Hamburg oder Hannover/Braunschweig/Göttingen). An anderen Stellen wird deutlich, wie mehrere Hochschulen in einer Region um die Gunst der Studierenden werben. So zeigt sich etwa im Raum Aachen/Bonn/Köln, dass sich die Kölner Einzugsregion zwischen die Gebiete der Aachener und Bonner Hochschulen „keilte“, um noch südlich von Bonn (Eifelkreis Daun) einen erheblichen Teil der dort beheimateten Studierenden an sich zu ziehen.

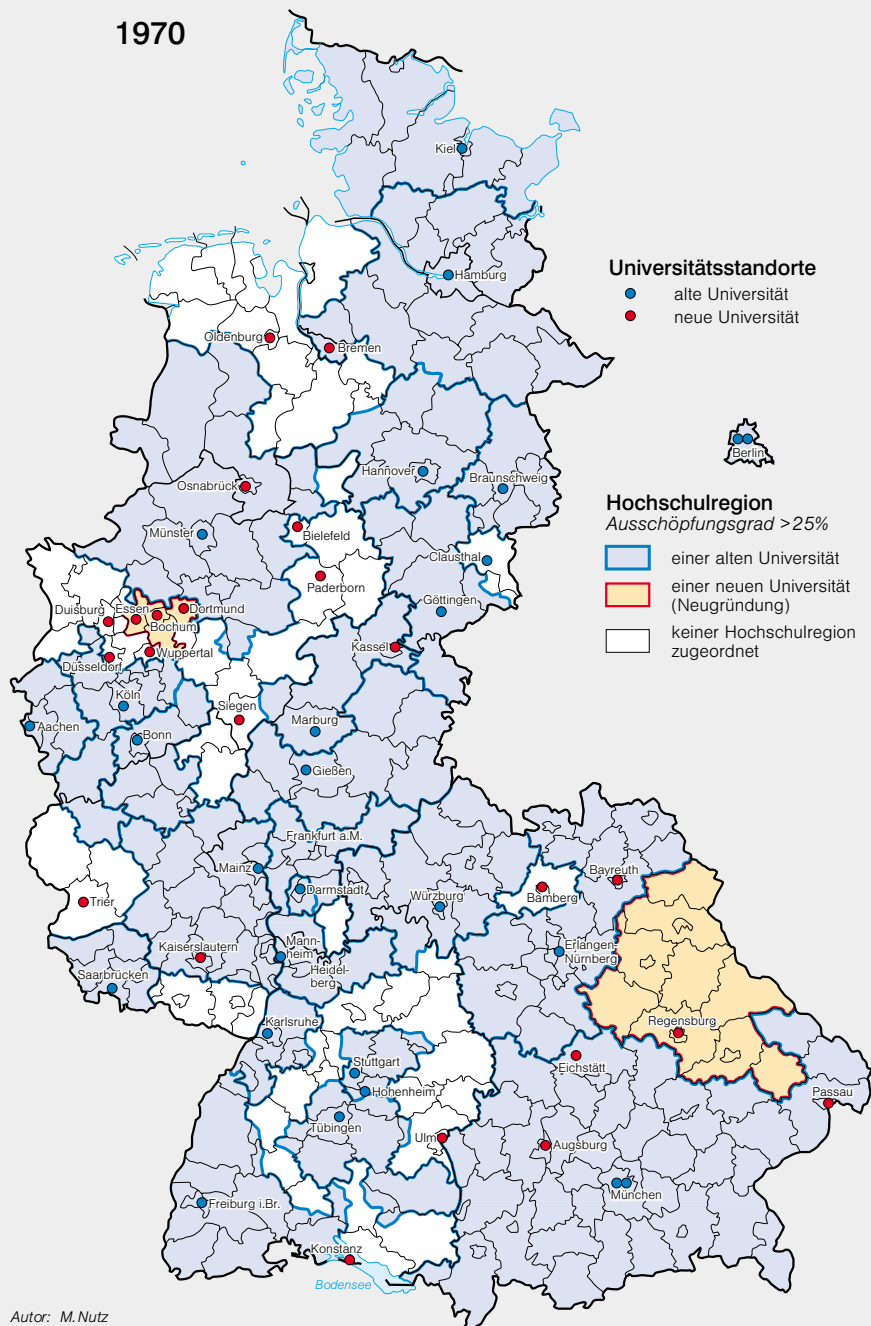
Nach der Phase des Ausbaus Ende der 1970er Jahre zeigt sich ein deutlich kompakteres Bild der studentischen Herkunftsregionen **2**. Die Reichweiten der Gebiete mit intensiver Ausschöpfung sind geringer geworden. Es fällt auf, dass sich die Neugründungen zum größten Teil einen eigenen Einzugsbereich erschließen konnten und der Einfluss der alten Universitäten räumlich zurückgedrängt worden ist. In extremen Situationen gehörte ein Kreis sogar zu den Einzugsgebieten mehrerer Universi-



CIP-Pool an der Universität Karlsruhe

2 Alte Länder Veränderung der Einzugsbereiche der Universitäten 1970-1978 nach Kreisen

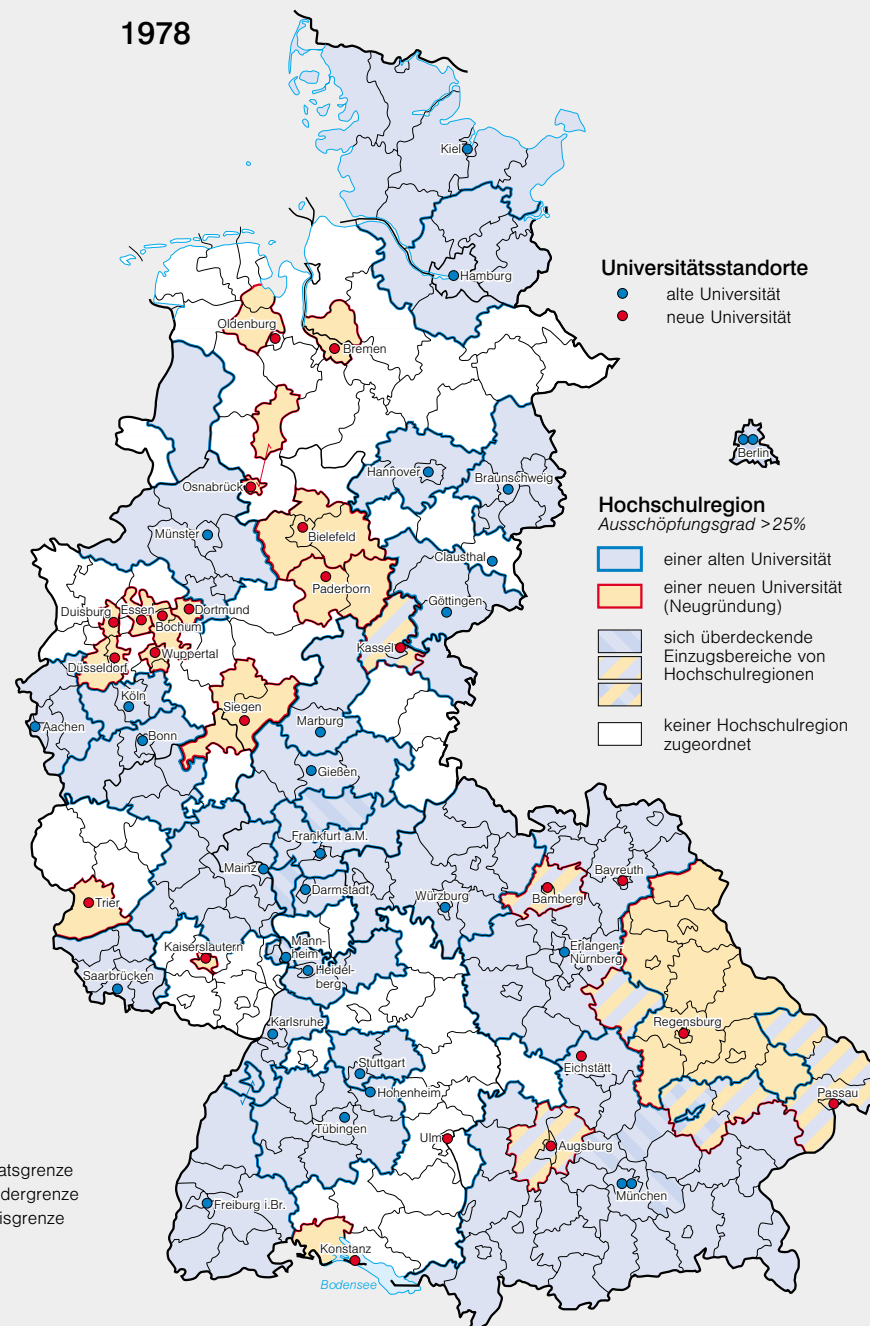
1970



Autor: M. Nutz

© Institut für Länderkunde, Leipzig 2001

1978



täten (z.B. Landkreis Landshut: TU München, Universität München, Universität Regensburg). Es liegen aber auch Kreise außerhalb von Hochschulregionen, in denen keine Hochschule stark dominiert. Diese so genannten weißen Kreise bieten den dort lebenden Studierenden entweder eine gewisse Auswahl an Studienorten „vor der Haustür“, oder die Studierenden müssen große Wanderungsdistanzen bis zum nächsten Studienort überwinden. In jedem Falle deutet sich beim Vergleich der Einzugsbereiche Anfang und Ende der 1970er Jahre an, dass die Studierenden in zunehmendem Maße die nahe gelegene Universität bevorzugen.

Aktuelle Situation

In der Zeit bis Ende der 1990er Jahre veränderte sich die Struktur der Ein-

zugsbereiche weiter. Nach der Wiedervereinigung und der Neugestaltung der Hochschullandschaft in den neuen Ländern hat sich hier ein klares Bild der Hochschulregionen ausgebildet. Während die Universitäten in Rostock und Greifswald eine Arbeitsteilung in Mecklenburg-Vorpommern vornehmen, treten in Brandenburg eine Reihe weißer Kreise auf. Besonders ausgeprägt ist die Rekrutierung der Universitäten Halle, Leipzig, Dresden, Jena und Chemnitz, wo es teils zu einer Dominanz zweier konkurrierender Hochschulen in einer studentischen Herkunftsregion kommt (Bsp. Bitterfeld, Annaberg, Aue-Schwarzenberg) oder sich die Studierenden nicht eindeutig auf eine bestimmte Hochschule konzentrieren (Bsp. Burgenlandkreis, Wittenberg, Zwickau, Zwickau Land). In den westli-

chen Bundesländern haben sich die damaligen Neugründungen etabliert und ihre Regionen im Vergleich zu 1978 weiter erschlossen. Dies wird z.B. in den Regionen Oldenburg, Osnabrück, Trier oder Augsburg deutlich. Auf der anderen Seite ist die räumliche Dominanz in der eigenen Region bei einigen traditionellen Universitäten abgeschwächt. So ist beispielsweise die konzentrierte standortnahe Ausschöpfung der Universitäten in Freiburg, Tübingen oder Göttingen zurückgegangen. Damit sind diese Hochschulen nicht weniger attraktiv geworden, denn die regionale Aus-

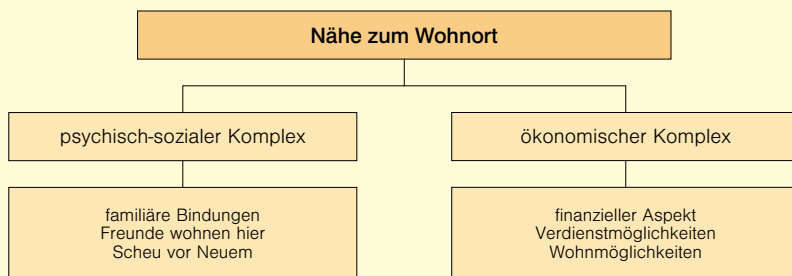
schöpfung ist nur eine Komponente der universitären Anziehung. Aber gerade in Baden-Württemberg und auch in Niedersachsen deutet sich möglicherweise ein differenzierteres Wanderungsverhalten der Studierenden an.

Abgrenzung von Einzugsgebieten

Die Abgrenzung der Einzugsgebiete von Hochschulen geht auf C. GEISSLER (1965) zurück. Er prägte in diesem Zusammenhang den Begriff der Hochschulregion, die je nach dem Maß



3 Motivationsstruktur des Aspektes "Heimatnähe"



© Institut für Länderkunde, Leipzig 2001

der Orientierung der dort beheimateten Studierenden auf eine bestimmte Hochschule weiter untergliedert werden kann. Heute werden oft Schwellenwerte zwischen 20% und 50% Ausschöpfung der in einem Kreis oder einer kreisfreien Stadt beheimateten Studierenden verwendet 2 4 5. Bei einer solchen Festlegung sind jedoch zwei Unsicherheitsfaktoren zu beachten. Erstens wird unterstellt, dass der ständige Wohnsitz

eines Studierenden (Heimatwohnsitz) mit dem Wohnsitz der Eltern und dem Abiturort identisch ist. Wenn dies auch in der Mehrzahl zutrifft, so bleibt doch eine gewisse Unsicherheit. Es ist davon auszugehen, dass dieser Aspekt das räumliche Bild der Einzugsbereiche nur unwesentlich beeinträchtigt und nur wenige Einzelfälle betrifft. Zum Zweiten wird eine freiwillige Studienortwahl unterstellt. Allerdings wird ein erhebli-

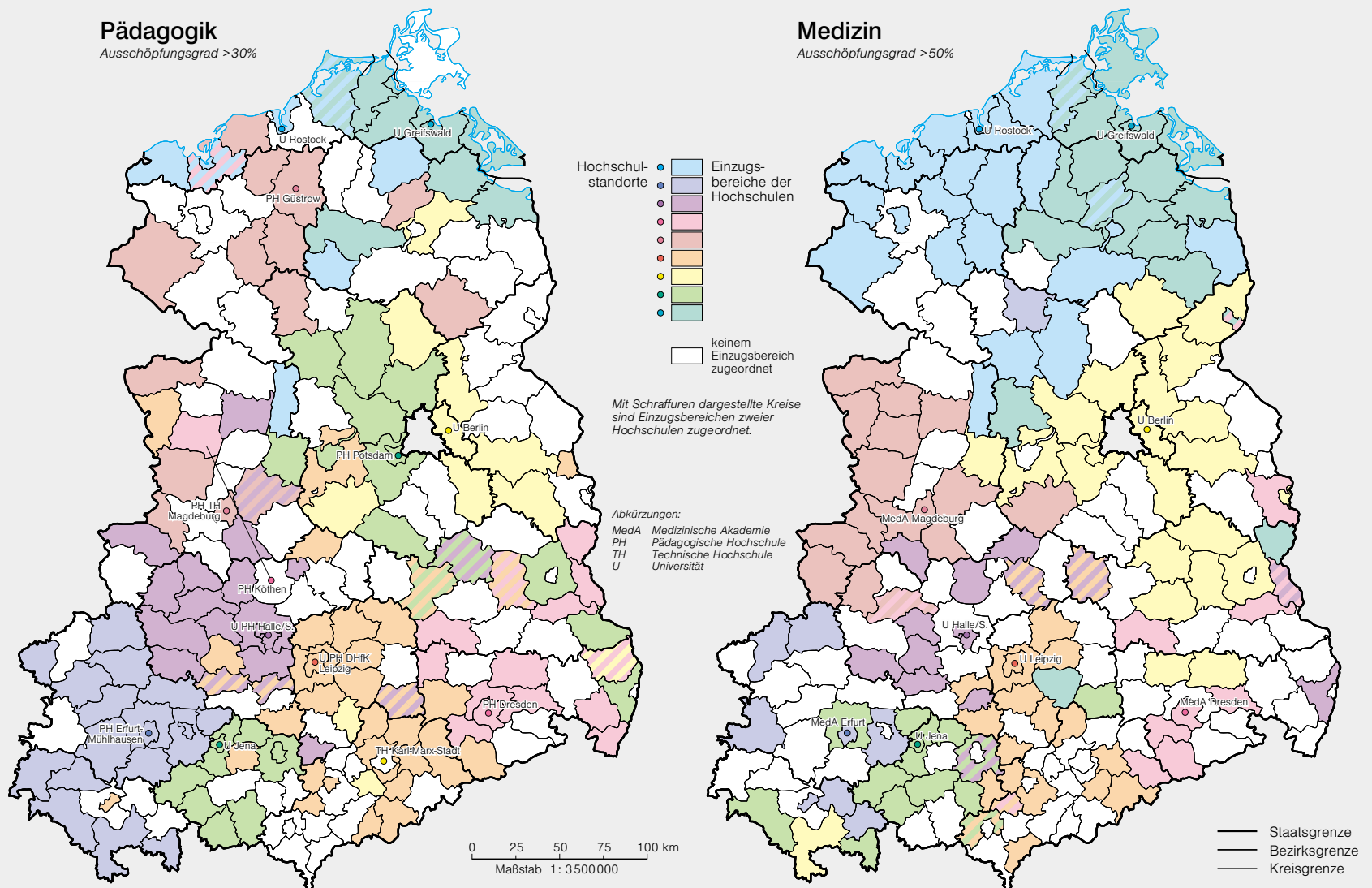
cher Teil der Studienbewerber über die Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen (ZVS) vermittelt. Die ZVS berücksichtigt aber die Studienortwünsche der Bewerber in der überwiegenden Mehrheit, so dass nur ein vergleichsweise kleiner Teil unfreiwillig an einer Universität immatrikuliert ist. Deren Herkunftsgebiete liegen eher in ländlichen und peripheren Gebieten. Generell beeinflusst die ZVS-Verteilung das räumliche Bild der Einzugsgebiete nur in wenigen Ausnahmefällen.

Die Situation in Westdeutschland in den 1970er Jahren 2 ist mit der der DDR zur selben Zeit etwa vergleichbar 4, wo ebenfalls die Studienplätze zentral vergeben wurden, aber – so lange möglich – in der Regel auch die Präferenzen der Studienanwärter Berücksich-

tigung fanden. So ist auch in der DDR Anfang der 1970er Jahre bereits eine Regionalisierung der Studienorientierung zu beobachten, insbesondere in den Regionen, die nur eine geringe Hochschuldichte ausweisen.

Die Ermittlung der Einzugsbereiche mit Hilfe der Angaben über den Kreis, in dem die Hochschulzugangsberechtigung erworben wurde, gleicht zwar einige Nachteile der o.g. Methode aus, doch treten auch hier Unsicherheitsfaktoren auf. So findet die Erfassung des Ortes der Hochschulzugangsberechtigung nicht am Wohnort der Schüler statt, sondern am Ort der Schule. In stark ländlich geprägten Regionen gibt es aber Landkreise ohne Gymnasien, so dass hier die Absolventen nicht selten den Schulstandorten in der nächst grö-

4 DDR Einzugsbereiche von Hochschulen 1971/1972 nach Kreisen



© Institut für Länderkunde, Leipzig 2001

Autor: Atlasredaktion

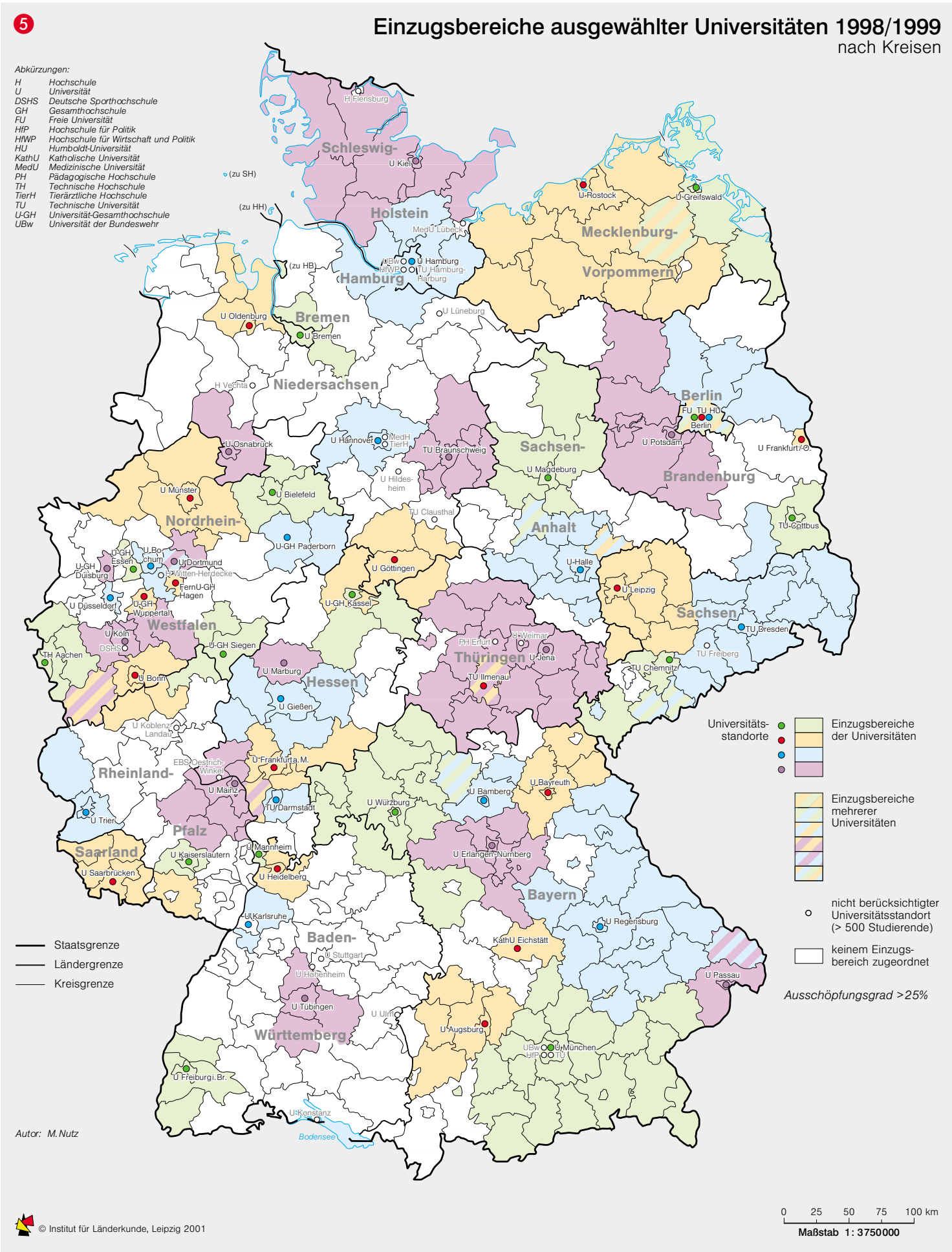
ßen kreisfreien Stadt zugerechnet werden, wie etwa in den Regionen Bamberg, Bayreuth, Schweinfurt oder auch Würzburg.

Motive der Studienortwahl

Nach der Dokumentation der universitären Einzugsbereiche stellt sich die Frage nach dem Warum der Studienortwahl. Offensichtlich ist, dass ein erheblicher Teil der in der unmittelbaren Umgebung wohnenden Schulabgänger an die räumlich nahe liegende Hochschule geht. Die Motive der Studienortwahl werden seit den 1970er Jahren beobachtet, und ein klarer Trend zeichnet sich ab: Mit der Verdichtung des Hochschulnetzes verstärken sich die Möglichkeit und das Bedürfnis, in der Nähe des Heimatortes zu studieren. Verschiedene Befragungen aus den 1970er, 80er und 90er Jahren belegen dies: Für 70-80% der Studierenden ist die regionale Nähe ein wichtiger oder sogar sehr wichtiger Grund im Zusammenhang mit der Wahl des Studienortes. Hinter diesem Aspekt der Heimatortnähe verbirgt sich eine differenzierte Motivstruktur, die sich in zwei Komplexe aufgliedern lässt 3:

- 1. Ein psychisch-sozialer Komplex, der sich durch die Integration in einem vertrauten Sozialsystem durch familiäre Bindungen, den Kontakt zu Freunden am Ort und die Scheu, mit Fremdem konfrontiert zu werden, erklären lässt.
- 2. Ein ökonomischer Komplex, d.h. erwartete finanzielle Belastungen bei einer Abwanderung an eine entferntere Hochschule, womit ein Verlust der Vorteile, die durch bestehende Wohn- und Verdienstmöglichkeiten am Ort gegeben sind, verbunden wäre.

Wenn auch persönliche Gründe zur Erklärung der Einzugsbereiche von Hochschulen eine dominierende Rolle spielen, so fließen natürlich fach- und universitätsbezogene Aspekte in die Entscheidung der Studierenden mit ein. Diese werden erwartungsgemäß für die Fernwanderer zunehmend bedeutsamer. Die Größe der Hochschule und die damit verbundene Übersichtlichkeit, die fachbezogene Schwerpunktsetzung eines Fachbereichs oder die Betreuungsrelation sind Aspekte, die nach den Neugründungen im Westen auch die Universitäten in Ostdeutschland zum Ziel von Fernwanderern haben werden lassen. Dabei bleibt jedoch festzuhalten, dass das Informationsniveau der Studierenden bezüglich des Faches und der Universität vor Studienbeginn oft lückenhaft ist. Auch die zunehmende Internetpräsenz der Hochschulen und ihrer Institute schafft hier noch keine ef-



fektive Abhilfe. Befragungen der Studierenden in Gießen beispielsweise zeigten, dass lediglich 20% diese Informationsquelle bei der Wahl des Studienortes genutzt haben. Selbst die Fernwanderer informierten sich zu 73% mit Hilfe anderer Informationsquellen über den Studienort Gießen. Der persönliche Besuch und das Gespräch mit Studien-

beratern wird auch in Zukunft im Entscheidungsprozess für oder gegen eine bestimmte Universität nicht zu ersetzen sein.♦